

mit guten Gründen zu einem eigenen Kapitel verbunden werden können, das ebenso wie die Artikel zur Nachlass- und Editions-geschichte in der Nähe des »Werk«-Kapitels einen guten Ort gehabt hätte.

Insgesamt gelingt den 88 Beiträgen des *Robert Walser Handbuchs* jedoch durchweg der anspruchsvolle Spagat zwischen ausführlicher Darstellung und informativer Einführung. Die selbst für ein Handbuch ungewöhnlich große Zahl der Mitwirkenden bereichert dabei die Lektüre und erfüllt den selbstgewählten Anspruch, der »Vielstimmigkeit« (S. VII) der Walser-Forschung gerecht zu werden. Bedauerlich ist hingegen, dass die Verfasserinnen und Verfasser nicht, wie dies in anderen Handbüchern des Verlags üblich ist, im Inhaltsverzeichnis namentlich aufgeführt werden, sondern erst jeweils am Ende ihrer Beiträge auftauchen. Nicht zuletzt dem zügigen Fortschreiten der *Kritischen Robert Walser-Ausgabe* ist es wiederum geschuldet, dass ein Jahr nach Erscheinen des *Handbuchs* einzelne Beiträge wie jene zu den *Mikrogrammen* oder zu *Die Rose* nunmehr bereits veraltet sind. Das gehört jedoch zu den erfreulichen »Problemen« der Wissenschaftsgeschichte und beweist, wieviel man heute von und über Robert Walser lesen kann.

Wilhelm Voßkamp: *Emblematik der Zukunft. Poetik und Geschichte literarischer Utopien von Thomas Morus bis Robert Musil.* De Gruyter, Berlin, Boston 2016, VII, 384 S., 99,95 €.

besprochen von **Matthias Löwe**

Wilhelm Voßkamp zählt zu den wenigen Literaturwissenschaftlern, bei denen nicht ein Autor oder eine Epoche, sondern eine Gattung zum Lebensthema wurde: die literarische Utopie. Seine Beschäftigung mit diesem Textmuster begann in den späten 1960er Jahren, als man mit »Utopie« nur am Rande ein literarisches Phänomen verband, sondern vor allem eine textunabhängige Bewusstseins-haltung, die auf revolutionäres Überschreiten bestehender Wirklichkeitsstrukturen zielt. Zuständig für die »Utopie« waren in erster Linie Politologen und Soziologen wie Arnhelm Neusüss.¹ Voßkamps frühe Beschäftigung mit der »Utopie« als Gattung kann vor diesem Hintergrund als philologische Pionierleistung

¹ Vgl. *Utopie. Begriff und Phänomen des Utopischen*, hg. v. Arnhelm Neusüss. Neuwied, Berlin 1968.

verstanden werden.² Neben Peter Uwe Hohendahl gehört er zu den Begründern einer genuin literaturwissenschaftlichen Utopieforschung.³ Dass der Begriff des Utopischen ausgehend von einer literarischen Gattung in den Blick genommen werden kann, wollte allerdings in den 1970er Jahren, in denen der Utopiebegriff zum geisteswissenschaftlichen Modewort avancierte, nicht jedem einleuchten. Sogar das Gegenteil wurde behauptet: »Utopie ist keine Literaturgattung.«⁴ Vielmehr sei alle Literatur utopisch, wie Gert Ueding 1978 proklamierte, weil »ihre Beziehung [zur] Realität wie die der Erfüllung zum Mangel ist.«⁵

Es gehört zu den großen Stärken Voßkamps, eine philologisch fundierte Beschäftigung mit der utopischen Texttradition angestoßen zu haben, die sich zugleich diesem zeittypischen Interesse an einer textunabhängigen utopischen Bewusstseinshaltung nicht verschloss. Zu verdanken ist dies seiner Fähigkeit zur diplomatischen Integration widerstreitender Positionen, ohne dabei die eigenen Standpunkte aufzuweichen, aber auch ohne Differenzen überzubetonen. Auf dieser Grundlage gelang es ihm 1980/1981, Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen in Bielefeld zu einem Forschungskolloquium zu versammeln, um für die Dauer von einem Studienjahr und umgeben vom betonierte Charme des *Zentrums für interdisziplinäre Forschung* (ZiF) heterogene Utopiebegriffe zu diskutieren.⁶

Auch in den folgenden Jahrzehnten hat Voßkamp intensiv Utopieforschung betrieben. Erschienen ist nun eine gewichtige Anthologie, die 29 seiner Forschungsbeiträge aus den letzten 30 Jahren versammelt, in denen er sich mit der Gattungsgeschichte literarischer Utopien, aber auch mit Denkern der utopischen Bewusstseinshaltung wie Ernst Bloch beschäftigt. Alle Beiträge wurden für die Wiederveröffentlichung überarbeitet und fünf Beiträge komplett neu geschrieben, »um den Argumentationsverlauf [zu] ergänzen« (S. 13). Es handelt sich also nicht nur um das ›Best-of-Album‹ eines renommierten Utopieforschers, sondern

2 Vgl. Wilhelm Voßkamp: »Theorie und Praxis der literarischen Fiktion in Johann Gottfried Schnabels Roman *Die Insel Felsenburg*«, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N.F. 18 (1968), S. 131–152.

3 Vgl. Peter Uwe Hohendahl: »Zum Erzählproblem des utopischen Romans im 18. Jahrhundert«, in: *Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Literatur-, kunst- und musikwissenschaftliche Studien*, hg. v. Helmut Kreuzer und Käte Hamburger. Stuttgart 1969, S. 79–114.

4 Burghart Schmidt: »Utopie ist keine Literaturgattung«, in: *Literatur ist Utopie*, hg. v. Gert Ueding. Frankfurt a. M. 1978, S. 17–44.

5 Gert Ueding: »Literatur ist Utopie«, in: *Literatur ist Utopie*, hg. v. dems. Frankfurt a. M. 1978, S. 7–14, hier S. 7.

6 Vgl. Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. 3 Bde., hg. v. Wilhelm Voßkamp. Stuttgart 1982.

zugleich um den Versuch einer argumentativen Synthese auf der Grundlage von Voßkamps jahrzehntelanger Utopieforschung. Die Beiträge wurden in drei Themenschwerpunkte eingeteilt: ein systematischer Schwerpunkt zur »Poetik literarischer Utopien« (S. 3–73) sowie zwei historische Schwerpunkte zu den »Utopien von Morus bis Goethe« (S. 75–205) und zu den »Utopien von Wieland bis Musil« (S. 207–352). Der Band besticht insgesamt durch eine geglückte Mischung aus philologisch sensiblen Detailstudien, einer souveränen Synthese von mehreren Jahrhunderten Utopie-Geschichte und literaturtheoretischen Reflexionen in glasklarer Prosa.

Den Einleitungsbeitrag eröffnet eine pointierte Gattungsdefinition: Literarische Utopien zeichnen sich durch eine binäre Textstrukturierung aus, die Bilder einer »satirisch beschriebenen Wirklichkeit« mit dem »Entwurf imaginärer Gegenbilder« kombiniert, wobei sich die Gegenbilder – »ob als Wunsch- oder als Schreckbild« – auf die »jeweilige gesellschaftliche Wirklichkeit« beziehen (S. 3). Der Gattungsdefinition folgen zwei inzwischen ›klassische‹ Beiträge zur Gattungstheorie: Voßkamps 1977 erstmals vorgelegte gattungstheoretische Überlegungen basieren auf der Annahme einer strukturellen Ähnlichkeit zwischen literarischen Gattungen und sozialen Institutionen, denn auch »die Geschichte literarischer Gattungen [könne] als Folge eines Auskristallisierens, Stabilisierens und institutionellen Festwerdens von dominanten Strukturen« (S. 37) beschrieben werden. Gattungstraditionen setzen sich durch, wenn sie »Möglichkeiten (zeitlich begrenzter) Bedürfnisbefriedigung für bestimmte Leser (Schichten, Gruppen) liefern« (S. 100). Gattungen sind für Voßkamp demnach »Bedürfnissynthesen« (S. 39), »in denen nicht nur bestimmte Problemlagen artikuliert, sondern auch Lösungsstrategien diskutiert und angeboten werden« (S. 100). Als wichtiger Katalysator beim ›institutionellen Festwerden‹ von Gattungen fungieren normbildende Prototypen, die erstmals ein innovatives Muster kreieren, z. B. indem sie Elemente vorhandener Mustertraditionen auswählen und neu kombinieren. Voßkamp erläutert dies in einem Beitrag aus dem Jahr 1982, der sich mit Thomas Morus' *Utopia* (1516) als gattungsgeschichtlichem Prototyp beschäftigt: Morus' utopischer Entwurf sei die Darstellung einer »säkularen, funktional organisierten, politischen, ökonomischen und sozialen Ordnung, die der theologischen Grundlegung nicht mehr bedarf« (S. 26). Die *Utopia* fungiert mithin als ein literarisches »Medium der Selbstverständigung und Selbstvergewisserung selbstbewusster Gruppen des gelehrten und gebildeten Verwaltungsbürgertums im 16. Jahrhundert« (S. 28).

Der zweite Themenschwerpunkt beginnt mit einem anschaulichen Überblick über die gesamte Gattungsgeschichte. Dann folgt erneut eine methodische Reflexion: In einem Beitrag aus dem Jahr 1983 entwickelt Voßkamp das Konzept einer

»Literaturgeschichte als Funktionsgeschichte« (S. 92). Damit verbindet sich der Vorschlag, literarische Texte »im Sinne einer Frage-Antwort-Beziehung« (S. 93) zu analysieren, also die Antwortfunktion in den Blick zu nehmen, die literarische Texte in Bezug auf historische Problemlagen erfüllen. Die nun folgenden gattungsgeschichtlichen Studien erproben dieses funktionsgeschichtliche Konzept: Themen sind u. a. das utopische Erzählen in Grimmelshausens *Simplicissimus*, Francis Bacons »Wissenschaftsutopie« (S. 122) *Nova Atlantis*, Tommaso Campanellas »theokratische Staats- und Wissenschaftsallegorie« (S. 125) *Civitas solis*, Johann Valentin Andreaes protestantische »Bildungsutopie« (S. 150) *Christianopolis*, Daniel Defoes Roman *Robinson Crusoe*, Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* und Johann Michael von Loëns Staatsroman *Der redliche Mann am Hofe*. Funktionsgeschichtlich argumentieren die meisten dieser Studien insofern, als sie den Gattungswandel der literarischen Utopie auf außerliterarische Probleme beziehen: Dass in Denis Veiras' Roman *L'Histoire des Sévarambes* (1677–1679) die Darstellung des utopischen Staates »an die Perspektive eines konkret vorstellbaren Ich-Erzählers« (S. 139) gebunden wird oder dass in Schnabels *Insel Felsenburg* (1731–1743) eine »autobiographische Erzählweise« (S. 175) vorherrscht, erklärt Voßkamp mit der »Veränderung der Auffassung vom Subjekt« (S. 141) im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts. Funktionsgeschichtlich wird auch der »Übergang von der Raum- zur Zeitutopie« (S. 135) im 18. Jahrhundert gedeutet: Voßkamp versteht das Entstehen der Zeitutopie, etwa bei Louis-Sébastien Mercier, als literarisches Pendant zur aufklärerischen Fortschrittsphilosophie und erklärt diese Phänomene mit der von Reinhart Koselleck beschriebenen »Temporalisierung der Erfahrung« (S. 143). Im letzten Beitrag dieses Themenschwerpunkts stellt Voßkamp auch den Bildungsroman in einen gattungsgeschichtlichen Zusammenhang mit der literarischen Utopie: Er geht davon aus, dass »der Bildungsroman als eine spezifische Form der literarischen Zeitutopie der individuellen Totalität in Deutschland eine mit der politischen Utopie der Verzeitlichung in Frankreich korrespondierende Rolle« (S. 191) übernimmt. Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* etwa sei die Darstellung einer »Bildungsutopie (im Sinne einer Vervollkommnungsfähigkeit des Subjekts)« (S. 197). Der Utopiebegriff löst sich damit allerdings weitgehend von jener Gattungstradition ab, die ihn hervorgebracht hat, und wird zur Metapher für etwas, das man auch »Ideal« nennen könnte. Dies hat zumindest der Utopieforscher Peter Kuon gegenüber Voßkamp bereits in den 1980er Jahren moniert.⁷ Ein »Wermutstropfen«

7 »Die funktionsgeschichtliche Utopieforschung wird dann problematisch, [...] wenn sie [...] von einer wie auch immer definierten Funktion der »Utopie« ausgeht, die unter veränderten historischen Bedingungen auch von Texten übernommen werden kann, die außerhalb der eigentlichen

in Voßkamps Band ist daher die Tatsache, dass er die Chance der Wiederveröffentlichung seiner Texte nicht nutzt, um auf solche kritischen Einwände zu reagieren: Es wäre interessant gewesen zu sehen, wie er sich dazu positioniert.

Der dritte und letzte Themenschwerpunkt beginnt mit einer Überraschung, mit einem Beitrag zur Utopiereflexion in Christoph Martin Wielands Roman *Der goldne Spiegel* (1772). Bei Wieland vollzieht sich, wie Voßkamp zeigt, eine ausgeprägte »ironische Thematisierung der utopischen Traditionen« (S. 210). Überraschend ist daran, dass gerade der abschließende Themenschwerpunkt, der die Geschichte der Utopie bis in 20. Jahrhundert verfolgt, mit einem Beitrag zu Wieland beginnt. Die Positionierung dieses Beitrags zeigt, dass Voßkamp in Wielands gesteigerter Verknüpfung von »Utopie und Utopiekritik« (S. 255) offenbar eine zentrale gattungsgeschichtliche Weichenstellung entdeckt. Tatsächlich geht Voßkamp davon aus, dass die »Selbstkritik und Selbstreflexion der Utopie« (S. 255) vor allem für das 20. Jahrhundert charakteristisch ist: Dies wird an Jewgenij Samjatins Dystopie *Wir* (1920/1921) und an Ursula Le Guins *Planet der Habenichtse* (1974) demonstriert (S. 258–263), aber auch an Bertolt Brechts »ironischem Utopie-Konstrukt« (S. 307) in der Oper *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* (1930) sowie an den »utopisch-dystopische[n] Roman[en]« (S. 296) *Heliopolis* (1949) von Ernst Jünger und *Die Gelehrtenrepublik* (1957) von Arno Schmidt (S. 317–327). – Im letzten Schwerpunkt thematisiert Voßkamp auch die Entstehung des abstrakt-allgemeinen Utopiebegriffs im 20. Jahrhundert, also das Konzept einer utopischen Bewusstseinshaltung, das sich von der Gattungstradition ablöst: Ganze drei Beiträge (S. 264–295) widmen sich Ernst Blochs »Utopietheorie« (S. 273). Besonders aufschlussreich sind dabei Voßkamps Überlegungen zum jüdischen Messianismus als einer Quelle von Blochs metaphysischer Hoffnungsphilosophie (S. 273–283). Beeindruckend ist überdies die gelungene Balance zwischen skeptischer Distanz und historischer Fairness, durch die sich die Beiträge zu Bloch auszeichnen.

Der abschließende Beitrag beschäftigt sich mit Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* (1930–1943), dem Voßkamp die für den gesamten Band zentrale Kategorie des ›Möglichkeitssinns‹ (vgl. S. 340f.) bzw. des ›Möglichkeitsdenkens‹ entnimmt: Dieser Begriff fungiert schon in der Einleitung als ›umbrella term‹, der

Gattungstradition stehen, aber aufgrund ›funktioneller‹ Entsprechungen nun ebenfalls Utopien genannt werden, – so z.B. der Schäferroman, der Bildungsroman, der ›poëtische Staat‹ der Frühromantiker usw.« (Peter Kuon: *Utopischer Entwurf und fiktionale Vermittlung. Studien zum Gattungswandel der literarischen Utopie zwischen Humanismus und Frühaufklärung*. Heidelberg 1986, S. 424, hier Anm. 71).

die Gattungsgeschichte der literarischen Utopie und die Rede von Utopie als textunabhängiger Bewusstseinshaltung miteinander verknüpft: »Möglichkeitsdenken ist die Voraussetzung für jede Form philosophischer, anthropologischer, gesellschaftlicher und künstlerischer Utopie oder Dystopie«, denn im Modus des ›Möglichen‹ gehe es um ein Denken des »Noch-nicht-Seiende[n]« (S. 3).

Hier beschleicht mich ein gewisser Zweifel, ob der Begriff des ›Möglichkeitsdenkens‹ wirklich geeignet ist, um die gesamte Gattungsgeschichte mit dem Konzept der utopischen Bewusstseinshaltung bei Bloch und anderen zu verklammern. Mit der Rede vom ›Möglichkeitsdenken‹ als einem Denken des ›Noch-nicht-Seienden‹ wird immerhin Blochs Verständnis von Utopie als ›Antizipation‹⁸ zukünftiger Realität auch auf die voraufklärerischen Texte der *Utopia*-Tradition rückprojiziert, obwohl deren Autoren die moderne Vorstellung vom Menschen als Macher von Geschichte überhaupt noch nicht geläufig war.⁹ Voßkamp weiß das natürlich: Bei seiner Deutung von Morus' *Utopia* gibt er etwa zu verstehen, dass diesem Text »kein Begriff ›des Utopischen‹ im Sinne eines ›seins-transzendierenden Bewusstseins‹, einer wirklichkeitsüberschreitenden ›Intention‹« (S. 96) unterstellt werden könne. Vielleicht hätten solche Differenzen schon in der Einleitung deutlicher benannt werden sollen. Vielleicht zeigt sich im Gebrauch des Begriffs ›Möglichkeitsdenken‹, der heterogene Utopie-Konzepte miteinander in Beziehung setzt, aber auch jene diplomatische Integrationsbegabung Voßkamps, die ihn schon als Veranstalter des Bielefelder Utopie-Kolloquiums ausgezeichnet hat. Tatsächlich wird der Begriff des ›Möglichkeitsdenkens‹ in einigen Beiträgen so verwendet, dass damit nicht eine Antizipation des ›Noch-nicht-Seienden‹ gemeint ist, sondern die Kategorie des »Hypothetisch-Mögliche[n]« (S. 328) bzw. Wahrscheinlichen oder Glaubhaften. So verstanden, beschreibt ›Möglichkeitsdenken‹ dann auch ein genuines Darstellungsverfahren voraufklärerischer Utopien: Es ist charakteristisch für die frühneuzeitliche *Utopia*-Tradition, dass dem Kontrafaktischen des utopischen Entwurfs mittels »bildhafter Darstellungsweise [...] die Illusion authentisch erlebter Wirklichkeit verliehen«¹⁰ wird. Um beim Leser Akzeptanz für jene Wirklichkeitskritik zu erzeugen, die mit Utopien geübt wird, muss der dargestellte utopische Staatsentwurf mög-

⁸ Vgl. Ernst Bloch: »Antizipierte Realität – Wie geschieht und was leistet utopisches Denken?«, in: ders.: *Abschied von der Utopie? Vorträge*, hg. v. Hanna Gekle. Frankfurt a. M. 1980, S. 101–115.

⁹ Vgl. Ludwig Stockinger: *Ficta Respublica. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen zur utopischen Erzählung in der deutschen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts*. Tübingen 1981, S. 26f.

¹⁰ Ebd., S. 97.

lichst glaubhaft gestaltet werden und darf dem jeweiligen historischen Erfahrungswissen nicht eklatant widersprechen. ›Möglichkeitsdenken‹ muss daher nicht zwangsläufig Antizipation bedeuten, sondern kann bei den voraufklärerischen Utopien auch den Entwurf eines hypothetisch-möglichen Gegenbildes mit den Mitteln illusionierender Darstellungsverfahren meinen. Bei Morus oder Andreae wird beispielsweise bildhafte Anschaulichkeit durch die Beigabe von fiktiven Karten und Grundrissen erzeugt, die das utopische Gemeinwesen abbilden. Zu den frühneuzeitlichen Utopien gehört, wie Voßkamp zeigt, auch eine »Tradition wechselseitig verweisender emblematischer Strukturen von Text und Karte« (S. 320). Der Titel des gesamten Bandes, *Emblematik der Zukunft*, nimmt darauf Bezug und scheint überdies die schillernde Doppeldeutigkeit des Begriffs ›Möglichkeitsdenken‹ zu spiegeln: Voßkamp meint damit offenbar sowohl die anschaulich-›emblematische‹ Wahrscheinlichkeitsillusion frühneuzeitlicher Utopien als auch die entwerfende ›Antizipation‹ zukünftiger Realität, die sich in den Fortschrittsutopien des 19. Jahrhunderts und in Blochs Hoffnungsphilosophie zeigt.

In besonders offener Form verwendet Voßkamp den Utopiebegriff allerdings in der Einleitung: Die Rede von ›Utopie‹ bezieht sich hier nicht nur auf Texttraditionen, sondern etwa auch auf computertechnische »Netzutopien« (S. 8) einer digitalen ›Post-Privacy‹-Gesellschaft ohne Privatsphäre. Vielleicht ist das Bedürfnis nach einer kulturwissenschaftlichen Erweiterung des Phänomenbereichs von Utopieforschung, das sich in diesem Begriffsgebrauch manifestiert, auch eine Reaktion Voßkamps auf die Bemerkung eines ehemaligen Bielefelder Kollegen: »Die Utopie-Diskussion«, so spöttelte Niklas Luhmann 1994, »liegt fest in den Händen von Literaturwissenschaftlern und Philosophen, die sich mit von Mäusen zerfressenen, alten oder auch nicht so alten Texten beschäftigen.«¹¹ Man könnte dem allerdings entgegen, dass eine philologische Auseinandersetzung mit den Zeugnissen der *Utopia*-Tradition in den mäuse-verseuchten Kellern der Literaturgeschichte eben auch nicht das Schlechteste ist, zumindest wenn sie so historisch differenziert und zugleich gegenwartsbezogen ausfällt wie in Wilhelm Voßkamps neuem Buch.

¹¹ Niklas Luhmann: »Kapitalismus und Utopie«, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 48 (1994), S. 189–198, hier S. 190.